

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 8

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 8
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. Januar 1937

Heft 8

Hymne.

Heilig, heilig, stolze Wände,
heilig, heilig, dunkler Wald,
Firn im Gold der Sonnenbrände,
Tal, dem hell ein Glöcklein hallt!
Heilig, Heimat, wie ich keine
rings auf Erden sah und fand!
Du, das reine, du, das eine
Friedensland, mein Vaterland!

Mag ich, wo die Genssen steigen,
streifen still durch Dorf und Stadt,
magst du mir den Acker zeigen,
der mein Brot getragen hat,
mag ich wohnen bei den andern,
deine Söhne so wie ich,
mag ich ganz verloren wandern,
tief im Herzen fühl' ich dich.

Sieh, ich bin dir ganz verschrieben,
deine Größe ist mein Traum,
muß in jedem Halm dich lieben,
spüren dich in jedem Baum.
Und wie dir mein Herz ergeben,
ist dir eigen Sinn und Hand.
Nimm mein Denken, nimm mein Leben,
Heimatland, mein Schweizerland.

Ernst Zahn.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

8

Der wortkarge Säger äußerte sich in diesen Tagen beifällig über Pfarrer Huldreich Rot und meinte, er sei ein in jeder Beziehung ehrenwerter Mensch, vor dem es sich lohne, den Hut zu ziehen. Hinterher ging ein spärliches Lächeln über Hartmanns Gesicht, und er fügte hinzu: „Der junge Mann hat seine Schrullen, seinen Weltbeglückungsdusel und einen blinden Glauben an die Menschen, den man Dummheit nennen könnte,

wenn der Mann nicht im übrigen so klug wäre.“

Das war das Wort eines nüchternen und welt-erfahrenen Mannes und eines Spötters. Frau und Tochter, zu denen er den Ausspruch tat, nahmen ihn verschieden auf.

Frau Hartmann zog liebevoll ihr Kleid zurecht, damit es in schönen Falten von dem Stuhl falle, auf dem sie saß. Die Seide knisterte. Dem Wort ihres Mannes stimmte sie lebhaft zu. Sie machte es zum Ausgang eines mit großer Rede-

gewandtheit vorgebrachten Berichtes von Einzelheiten aus der Waldenzer Chronik, die dartaten, wie Pfarrer Rot leichtgläubig und vertrauensselig sei. Sie bewies durch ihre Auslassungen, daß eine Schwägerin jederzeit die Fähigkeit besitzt, einen ernsthaften Gedanken in kleine, pikante Späßchen und Schmähungen aufzulösen.

Meta, die Tochter, hatte aufgehört, als ihr Vater den Namen des Pfarrers nannte, wartete, bis er zu Ende gesprochen und ging dann in ihrer leisen Anmut ans andere Ende des Zimmers hinüber. Hier machte sie sich zu schaffen, als kümmerere das Gespräch sie nicht. In Wahrheit aber blickte sie mit sinnenden Augen vor sich hin und sah nicht, was ihre Hände taten. Pfarrer Huldreich Rot beschäftigte ihre Gedanken. Sie war im Pfarrhause gewesen, und das alte, feste Gebäude mit den hallenden kahlen Fluren und den tiefen Fenstern hatte auf sie Eindruck gemacht. Ihr, der im Ausland Erzogenen, die alle Emporkömmlingeigenschaften an ihrem Vater und ihrer Mutter schwer empfand, erschien die steife, altväterische Frau Jakobea in manchen Beziehungen als ein Vorbild. Ihrer Jugend sagte aber auch das heitere, kindliche Wesen Mirrleins zu. So hatte das Pfarrhaus schon begonnen, eine Lücke, die in ihrem Leben war, wenn auch nicht auszufüllen, so doch zu verkleinern. Die Geselligkeit und Ablenkung, die dort sich ihr boten, taten ihr wohl. Für Huldreich empfand sie eine tiefe Verehrung. Ein Zug ins Träumerische und Sinnende, der an ihr war, fand seine Befriedigung in seiner Gesellschaft. Es war ihr immer, als ob sie besser sei als sonst, wenn sie in seiner Nähe war. Ernsthafte Gedanken kamen ihr, Wünsche nach einem guten Leben und fruchtbaren Wirken. Sein Äußeres allein schon berührte sie wohlthuend.

Meta Hartmann wußte nicht, daß ihr das Herz klopfte, wenn von Pfarrer Rot die Rede war. Aber vom Tage an, an dem jene Bemerkung ihres Vaters gefallen war, steigerten sich noch ihre freundlichen Gefühle für das Pfarrhaus. Es verlangte sie, öfters hinzugehen. So wurden ihre Besuche häufiger. Nun liebte Frau Jakobea Gesellschaft nicht und tat, obwohl Meta ihr nicht zuwider war, wenig, um sie in ihre Nähe zu ziehen. Mirrlein jedoch, das bescheidene Kind, ging noch zur Schule und war deshalb selten zu Hause. Meta wurde insolgedessen öfter mit Huldreich allein zusammengeführt. Sie kam ihm zu keiner Stunde ungelegen. Er tat für sie, was er vielleicht für niemand sonst getan haben würde, brach selbst seine Arbeit oder sein Studium ab,

wenn sie ins Haus kam. Er kannte ihren Schritt und trat in den Flur, sie zu begrüßen, wenn er ihre Stimme hörte. War Frau Jakobea nicht in der Nähe, so geschah es wohl, daß er sie in seine Studierstube führte, und sie saßen dann beieinander und unterhielten sich über allerlei ernste Dinge, Bücher, die sie gelesen, und Fragen des Lebens, die der Alltag ihnen stellte. Huldreich fand Gefallen an dem klugen und schönen Mädchen. Er ertappte sich auf der Erkenntnis, daß ihre Erscheinung sich seinem inneren Blicke schärfer eingepägt hatte als andre, so daß er jederzeit ihr Bild deutlich, als stehe sie selbst vor ihm, vor sich sah. Er hielt sich selber in strenger Zucht und prüfte sich, ob Meta Hartmann irgendeine Zuneigung in ihm geweckt habe. Das verneinte er ruhig. Ihm gab vielmehr die Eigentümlichkeit zu denken und erstaunte ihn, daß die Katholikin seine, des protestantischen Seelsorgers, Gesellschaft mit sichtlich Freude suche. Er war kein Eiferer, der danach trachtete, aus dem Verkehr mit der Andersgläubigen Nutzen zu ziehen und sie von den Vorzügen seines eigenen Bekenntnisses zu überzeugen. Aber er empfand zweierlei Mitleid mit Meta, Mitleid mit dem im Grunde unzufriedenen Menschen, der sie war, und Mitleid mit der Angehörigen einer Kirche, die nach seiner Ansicht mit ihren Außerlichkeiten und ihrer Unduldsamkeit irrige Wege ging.

Allmählich befestigte sich die Freundschaft zwischen Meta und ihm derart, daß sie sich nicht zu scheuen brauchten, in ihren Gesprächen auf Glaubenssachen zu kommen. Das Mädchen zeigte sich dabei als tief in ihrer Kirche wurzelnd und von ihrer strengkatholischen Erziehung beeinflusst; aber sie war verständig und ehrlich genug, um manches als richtig anzuerkennen, was Huldreich an ihrem Bekenntnis tadelte, und sie hörte ihm gerne zu, wenn er seine eignen freien Ansichten ihr dartat.

Zu den beiden Menschen, Huldreich und Meta, trat in diesen Tagen Johanna Deutsch, die Tochter der Abenteurerin, die noch immer bei Frau Trina wohnte. Wie Huldreich Johanna versprochen hatte, führte er sie in sein eignes Haus und Meta Hartmann zu, und es entwickelte sich zwischen den zwei Mädchen eine Art Freundschaft. Sie waren von Charakter ebenso unendlich verschieden wie in ihrer äußeren Erscheinung; allein der Umstand, daß sie beide ihre Erziehung fern vom Elternhause genossen hatten, gab ihnen mancherlei Berührungspunkte. Huldreich Rot betrachtete sie oft, wenn er sie auf der Straße

nebeneinander gehen sah, die eine hoch, schlank, mit hellem leuchtendem Haar, die andre nur mittelgroß, von wundervollem Ebenmaß der Formen und mit dem zarten, vom schwarzen Haar umrahmten Gesicht. Meta war die stärkere und entschiedener von beiden, wie sie die ältere war. Im Urtheil scharf, gab sie den Gesprächen das Ziel, obwohl sie sonst still und nachdenklich war. Johannas Wesen war lebhaft und rasch, so langsam und geräuschlos sie sich bewegte. Sie faßte zu Meta nach dem ersten kurzen Verkehr eine leidenschaftliche Zuneigung. Ihr innerstes Bedürfnis nach Anschließung war durch die Beklemmung, die sie in Gesellschaft empfand, und früher durch die strenge Schule darniedergehalten worden. Nun brach es sich plötzlich Bahn. Etwas Verhaltenes, Heißes war im Grunde ihres Blickes wie ihrer ganzen gemessenen Art. Meta Hartmann liebte diese heimliche Leidenschaftlichkeit nicht. Manchmal zuckte, wenn diese ihr mißfiel, ein Zug von Hochmut um ihre Lippen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, wer Frau Deutsch und ihre Tochter waren. Das Dorf war wie andre. Nichts, was die Augen der Allgemeinheit auf sich zog, blieb unbesprochen, unbespöttelt oder ungeschmäht. So waren auch die beiden Frauen, denen Frau Trina ihren Schutz angedeihen ließ, eine Weile in aller Munde. Meta sprach mit Pfarrer Rot über die Schwärereien der Leute. Er tat ihr darauf dar, wie die Mutter ihr Kind vor den Strudeln des Lebens gleichsam auf die Felsen von Waldenz gerettet und wie es sich wohl schicke, die Gerettete nicht zurückzustößen, sondern ihr die Hand zu leihen. Unter seinem Einfluß hielt deshalb Meta den Verkehr mit der neuen Bekannten aufrecht und blieb nur die kühlere von beiden in ihrem freundschaftlichen Verhältnis. — — —

Es war wieder Sommer in Waldenz, der zweite, seit Huldreich Rot im Herbst eingezogen war. Der Winter hatte seine harte Hand lange über dem Tal gehalten. Das Eis der Felswände brach spät und noch jetzt lagen graue Reste von Schnee in schattigen Mulden. Aber eine Reihe schöner Tage kam. Sie waren nicht klar und strahlend, sondern es wanderten des Tags viele Wolken durch blauen Himmel, und des Abends senkten diese sich auf die Berge, ließen sich selbst bis ins Dorf nieder und brachten ihm dunkle, düstere Nächte. Aber an jedem Morgen war der Himmel wieder blau. Und keine Stürme brausten und keine Regen gingen nieder.

Wie der Himmel seine Wolken, so hatten die

von Waldenz wohl diesen oder jenen trüben Lebenstag, aber die großen Sorgen, schweres Unglück blieb ihnen fern, und sie lebten im Grunde zufriedener Tage, als sie selbst wußten.

Zwei Männer, die im öffentlichen Leben von Waldenz standen, hatten Gewinn aus des Dorfes ruhiger Zeit.

Reinhard, der Lehrer, lebte sich und lachte sich durch diese sorglosen Tage, und es war etwas Köstliches, wie sie sich in seinem heiteren, fecken und starken Wesen spiegelten. Freilich würde Reinhard sehr wohl auch eine minder glückliche Zeit mit lachendem Blick ertragen haben; denn er grübelte nicht. Seine Seele war frisch und sein Verstand nicht über Mittelmaß scharf. So plagte er sich nicht mit Raten von Rätseln, die das Leben stellte, sondern ging über das hinweg, was er nicht begriff.

Auch Huldreich Rot war zufrieden und froh. Er besaß noch immer die Liebe und Hochachtung seiner Gemeinde. Er störte diese nicht in ihrem jetzigen beschaulichen Behagen, sondern erhöhte dasselbe noch, indem er in seinen Predigten auf das Glück der Zeit verwies und es manchem erst recht vor Augen brachte. So wünschte niemand im Dorf einen andern an seine Stelle.

In Huldreich Rot war aber allmählich noch eine andre Freude weit aufgegangen. Er ahnte sie noch kaum und schrieb es seinen Erfolgen im Amte zu, daß ihm das Herz so fröhlich klopfte. Erst an einem dieser stillen, wolkigen Sommertage erkannte er sich selbst.

Die Besuche der zwei Mädchen, Metas und Johannas, im Pfarrhause dauerten an. Zusammen mit Reinhard, dem Lehrer, und Huldreich Rot bildeten sie einen frohen, für alles Schöne begeisterten Kreis. Ihre Freundschaft fiel in Waldenz nicht auf, nachdem die beiden jungen Männer eine freie Geselligkeit im Dorfe überhaupt gefördert hatten. Man freute sich ihrer Lebensfreude und vergaß selbst von Johanna Böses zu reden und zu denken, seit der Pfarrer sie in Schutz nahm. Zu den vieren trat, freilich noch bescheiden, wie es ihrer großen Jugend ziemte, Mirrlein, das Kind. Sie entwuchs der Schule und sollte bald Waldenz verlassen und in ein Institut der welschen Schweiz reisen, um die französische Sprache zu erlernen. Die vier Freunde liebten sie um ihrer Bescheidenheit und der stillen Sonne willen, die in ihren Augen lag.

Die schönen Tage hatten die fünf Menschen viel im Freien gesehen. Huldreich war ein eifriger Bergsteiger und wünschte die Gegend gründ-

lich kennen zu lernen. So machte er mit Reinhard Fehr verschiedene Streifzüge ins Hochgebirge, und auf kürzeren und weniger beschwerlichen Gängen schlossen sich die Mädchen ihnen an. Eines Abends kamen Meta und Johanna von einem gemeinsamen Spaziergange aus dem Walde nach dem Pfarrhaus herniedergestiegen und fanden Huldreich und Reinhard auf der Mauer sitzen, die den Pfarrhof abschloß. Wieder hatten sich die Nebel auf die Berge gesenkt, aber es waren ihrer weniger als sonst, und sie ruhten grau und dünn wie Räuchlein in Schluchten und an Wänden. Einige verschwanden plötzlich und andre tauchten geisterhaft an Stellen auf, die eben noch leer gewesen waren. Im Westen, hoch über dem Hause, glitten Wolken unablässig hinter dem Ruchenberge hervor, demselben, auf dem Frau Trina Stolz ihr Gasthaus zu erbauen gedachte. Diese Wolken waren rot, und sie warfen einen roten Widerschein über die Schneegipfel, die im Osten des Tals sich erhoben. Ein wundervolles Licht, eine Wärme ohnegleichen ruhte auf den Gipfeln. Dem, der sie anschaute, wurde zumut wie einem Verbannten, der in seinen Träumen eine Heimat aus dunkeln Meeren steigen sieht und den das Heimweh nach ihr erfaßt.

„Welch ein seltener Abend,“ sagte Meta Hartmann, still zu den Männern tretend, die, in das Bild der Berge versunken, auf ihr Nahen nicht geachtet hatten.

„Jetzt möchte es oben auf dem Ruchen schön sein,“ meinte Huldreich, als sie die Mädchen begrüßt hatten.

Sie dämpften unwillkürlich alle ihre Stimmen. Der Abend legte eine Art Andacht auf sie. Während sie aber wenige Worte wechselten, die auf die Schönheit der Landschaft Bezug hatten, kam ihnen die Lust, dieser Schönheit nachzugehen. Huldreich schlug vor, gemeinsam den Ruchen zu besteigen. Die andern stimmten bei. Dann setzten sie den Ausflug für den nächsten Morgen fest.

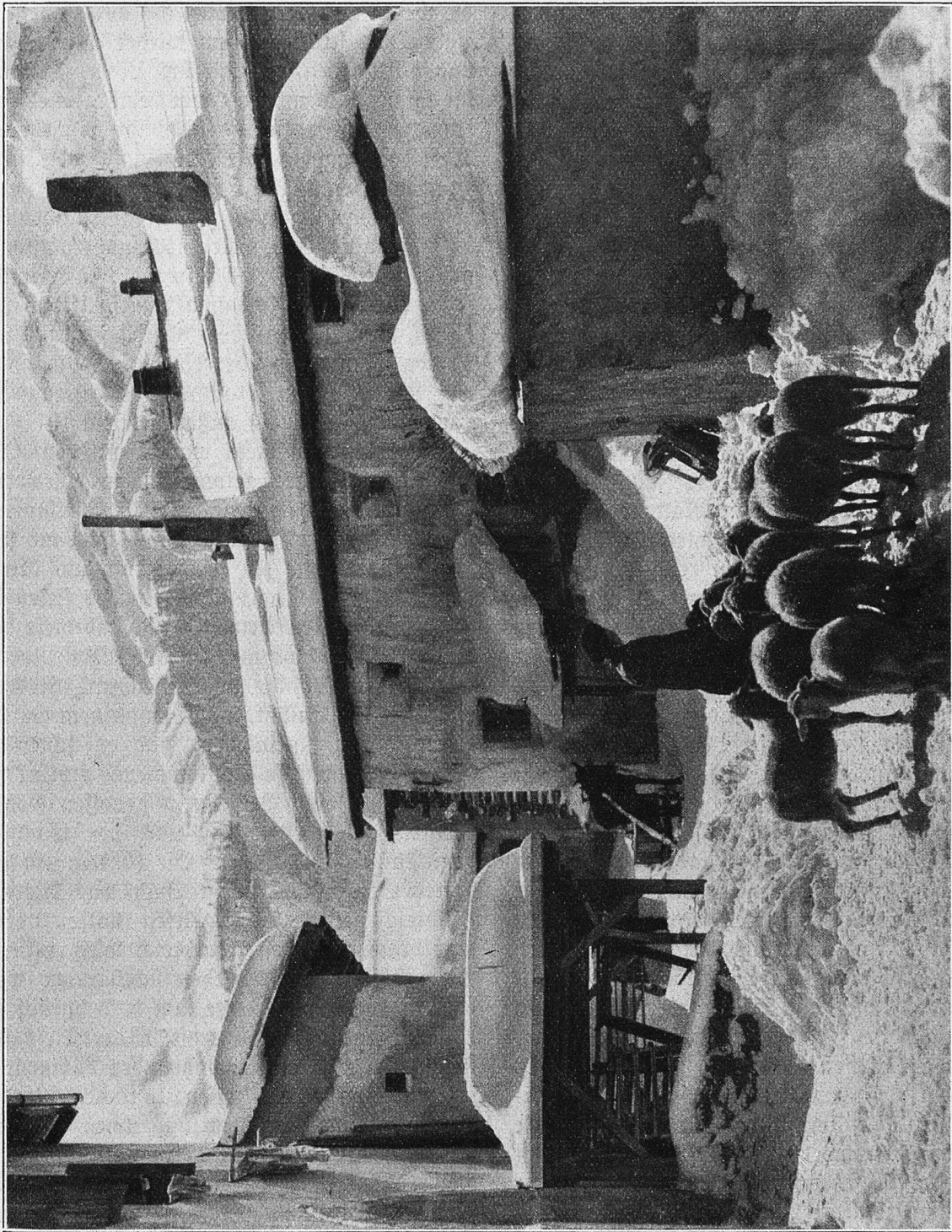
Reinhard und Huldreich hatten andern Morgens noch zu tun. So brachen sie ziemlich spät auf. Sie hatten sich am Pfarrhaus versammelt. Mirrlein schloß sich ihnen an, und Frau Jakobea war ihrethalben in den Hof gekommen und sah ihnen nach, wie sie auf dem hinter dem Hause steil bergan führenden Wege sich entfernten. Und Frau Jakobea war das Urbild eines herben und einsamen Alters. Die fünf aber, die mühelos bergan klangen, waren ihr Widerpart, kraftvolle, himmelstürmende Jugend.

Der Anfang der Wanderung war für die

Freunde heiß. Die Sonne stand hoch, und der Pfad verließ den Wald und zog sich bald über steinige Felsbänder, wo die Sonne das spärliche Gras versengt hatte, bald über grüne Weide hinan. Der Himmel war blau, und ein am Morgen aufgesprungener Wind hatte jedes Gewölk zerblasen. Herrlich und groß dehnte sich das Blau über die Stille des Tals. Waldenz lag zu Füßen der Wanderer. Sie sahen die Straße nordwärts in Klüften verschwinden und südwärts zwischen den sich dehrenden Matten hinausziehen. Von den Dächern einzelner Dorfhütten stiegen schlanke Räuchlein lautlos in die Luft. Allerlei verlorene Töne drangen aus der Tiefe zu den Wanderern empor, ein Ruf, einmal ein Jauchzen und jetzt ein Schrei, der grell und qualdurchzittert war und der sie zwang, einander anzusehen und zu fragen, was das wohl zu bedeuten habe. Bei ihrer Rückkehr wußte niemand von diesem Schrei. Es mochte auch sein, daß die Entfernung die Menschenstimme entstellt und eine Angst hineingelegt hatte, die nicht bestanden, aber der Ton trug dazu bei, dem, was sie in der Tiefe gelassen, etwas Geheimnisvolles zu geben. Ihr Bergansteigen jedoch erschien ihnen immer mehr als ein Freiwerden von den Mühsalen und der Kleinlichkeit des Alltags. Jedes las aus dem Blick des andern dies Empfinden der Freiheit, doch sprachen sie nicht davon, nur zuweilen stand eines von ihnen still, atmete hoch auf und sagte: „Schön ist es hier oben!“ oder „Wie gut es sich heute geht!“

Nach und nach kamen sie in die Höhe der Alpen, wo sich der Blick auf andre Bergstöcke und weite, grüne wellige Flächen aufst. Manchmal hörten sie von Geröllhalden her den Pfiff eines Murmeltieres. Die Töne der Herdenglocken begleiteten sie. Jetzt waren es die Schellen dicht neben ihnen am Wege grasender Rüche. Jetzt rührten die Töne von einer Herde her, welche auf einem benachbarten Berge weidete, und sie klangen leise und seltsam durch die Weite daher.

Die fünf Menschen hatten sich im Weitergehen, ohne es zu merken, in Gruppen geteilt. Mirrlein und der Lehrer schritten ein gutes Stück voran. In ihnen schäumte die Jugend und drängte sie vorwärts. Während in dem sonst stillen Mädchen sich auf diesem Gang zum erstenmal der Überschuf der Jugendkraft rührte, dampfte Reinhard's ganzes Wesen davon. Er ging wie mit federnden Gelenken und war voll übermütiger Laune. Zuweilen sang er mit einer



Alter Dorfteil in Suoq.

Phot. Steuerlein, Öthlis-Barrsch.

starken und schönen Stimme in den Morgen hinaus, dann wieder überwand er mit einem Sprung oder Schwung ein Hindernis im Wege, einen Block, der den Weg versperrte, oder einen Hag, der eine Alpwiese zäunte. Der starke, geschmeidige Bau seiner Glieder zeigte sich, wenn er mit den Armen sich fest auf die rauhe Haglatte stützte oder in kühnem Anlauf, den Kopf in den Nacken gelegt, die Brust gedehnt und mit blickenden Augen einen schweren Stein übersprang. Er warf Rock und Hut von sich und verbarg beides unter einen Stein. „Ich will nichts da hinauftragen, was mich beengt,“ sagte er zu Mirrlein.

Der Übermut des Mädchens war sanfter. Er brach nur wie ein lustig züngelndes Feuerlein aus der noch kindischen Scheu und Ehrerbietung hervor, die es in der Gegenwart des Lehrers empfand. Ein helles Lachen verriet ihn vor allem, wenn sie behend auf den Zaun kletterte, den Reinhard soeben übersprungen und seine Hilfe verschmähend, von der höchsten Zaunstange an ihm vorüber auf den weichen Mattenboden flog. Mirrlein trug ein weißes, leichtes Kleid, dessen Ärmel nur bis zum Ellbogen reichten. Es verriet die schlanke Weichheit der Glieder. Die braune Haut der runden Arme und der Wangen hob sich wie Samt von dem blickenden Weiß des Kleides ab.

Die beiden kamen den andern immer weiter voran. Sie achteten es nicht. In der harmlosen Freude aneinander hatten sie für jene nicht mehr Zeit. Ihnen am nächsten schritt Johanna Deutsch, allein. Es gab sich unwillkürlich, daß sie sich absonderte, weder sie noch die andern wurden es inne. Schon in ihrem Außern von allen fünfen am wenigsten für die Bergfahrt ausgerüstet, war sie auch innerlich nicht darauf vorbereitet. So empfing sie von der großen Landschaft, die sie durchwanderte und zum erstenmal erblickte, den überwältigendsten Eindruck. Sie ging auf dünnen, feinen Schuhen. Ihr Kleid war durchsichtig, von zartem Rosa, und sie trug einen gleichfarbigen großen Hut am Arm. Ihre hohe schlanke Erscheinung befremdete in dieser Umgebung. Wer sie aus der Tiefe auftauchen und von fernher durch grüne Matten schweben sah, der mochte an ein Märchen glauben. Der Saum ihres feinen Kleides streifte den Boden, man sah ihre Füße nicht und ihr Näherkommen machte daher den Eindruck eines schwebenden Gleitens. Das gelbe Haar glänzte wie eine Krone.

Johanna war in einer noch nie vorher empfundenen Stimmung. Das wundervolle Bild, das

ihre Augen sahen, vielleicht die freie Luft, die Weite, die dem Blick in alle Fernen zu fliegen gestattete, erzeugten in ihr ein Gefühl unbestimmter Sehnsucht. Zuweilen blieb sie stehen und sah die weiche Wiese versonnen an, aus der ein würziger Duft strömte, dann wieder atmete sie auf und blickte weit, weithin ins Leere. Dabei war ihr immer, als müßte etwas, eine große Freude, etwas unerhört Beglückendes ihr geschehen. Die Welt war anders wie sonst, und weil sie das Fremde, Sonntägliche fühlte, überfiel sie eine heiße Erwartung, daß ihr vom heutigen Tage an überhaupt eine neue, noch unbekanntere Welt sich auftue. So redeten gärende Kräfte und reifende Wünsche in Johanna Deutsch. Noch wurde sie sich nicht klar darüber; aber am Abend wußte sie von ihrem Weg über die Alpe kaum, sondern war wie in einem Traume gegangen und hatte nach innen statt nach außen gesehen.

Huldreich und Meta waren an den Schluß des kleinen Zuges gekommen, an einen späten Schluß. Meta hatte wie ihre Gefährtinnen ein leichtes Sommerkleid an. Als die Sonne stärker brannte, legte sie ein feines Tuch um den bloßen Hals. Die Ärmel ihres Kleides fielen dabei von den schlanken Armen zurück und diese hatten die Farbe eines warmen, durchsichtigen Marmors.

Huldreich sah ihr im Gehen und Reden oft und öfter ins Gesicht, mußte mit einem wundernden Staunen hineinschauen, und es schien ihm, daß er nie etwas so Vollkommenes erblickt hätte.

Rot und seine Begleiterin genossen wohl am reinsten den schönen Tag und den Gang aus dem Tal auf die Höhen. Sie führten ein ernsthaftes Gespräch über ein Buch, das Meta von Huldreich geliehen und gelesen hatte; aber sie unterbrachen sich oft. Huldreich wies auf einen Schneegipfel, der jetzt eben sichtbar zu werden begann, und Meta zeigte ihm bald darauf einen Wald, der dunkel und ernst in der Tiefe stand. Jetzt fesselte sie die Schönheit des Himmels und jetzt rühmten sie den leisen, köstlichen Wind, der über die Alpwiesen strich und ihnen die Gesichter kühlte. So waren sie kluge Wanderer, die alle Schönheit voll in sich aufnahmen. Sie stimmte sie ernst und regte sie an, von manchem Guten und Hohen zu reden. Meta hatte wieder jenes erhebende Empfinden eignen Höherwertes, während sie auf die Gespräche einging, deren Thema zumeist Huldreich bestimmte. Es tat ihr wohl und sie fühlte einen leisen Stolz, daß sie die Freundschaft des neben ihr Schreitenden besaß.

Die Hitze des Tages wuchs; aber der Wind milderte den Einfluß der Sonne, und es ging sich herrlich über die Matten. Sie kamen höher, durchschritten einen Wald, der im Kranze den Gipfel des Ruchen umgab und gelangten nach Mittag auf den Kamm, eine ausgedehnte Waldwiese, die, von unten gesehen, wie die Tonsur auf eines Mönchleins Haupt erschien. Schon war hier der Bau ausgesteckt, den Frau Trina zu erstellen gedachte. Ein Stück Wald war gerodet, und die gehauenen Stämme lagen bereit, um beim Bau verwendet zu werden. Die fünf saßen im Kreise auf dem Alpboden und verzehrten unter Lachen und Scherzen ein mitgebrachtes Mittagbrot. Dann erholten sie sich wieder und genossen die Aussicht auf Täler und Berge. So lebten sie einen der besten Tage ihres Lebens. Sie mußten zugeben, daß Frau Trina nicht übel berechnete, wenn sie hoffte, Fremde hierher zu ziehen und beschloßen, ihren Aufenthalt auf dem schönen Berge so lange als möglich auszudehnen. Sie suchten dann einen See auf, der weiter westwärts versteckt im Walde lag, ein stilles, blaues Wasser, in dem sich die alten Tannen spiegelten. Auch hier saßen sie lange, und die Sonne sank schon, als Huldreich zum Aufbruch mahnte. Hatten sie bisher in heiterem Gespräch sich zusammengehalten, so trennten sie sich jetzt wieder und begannen den Abstieg. Johanna, die der Abend noch mehr ergriff als der Tag, litt es nicht allein. Etwas Heimwehhaftes und Verlangendes trieb sie zu den andern. Ihr war, als müßte sie die Arme ausstrecken und sie um irgend jemandes Nacken legen. Da erblickte sie Reinhard Fehr, der vor ihr ging und mit Mirrlein schäkerte. Sein schöner, lockiger Kopf fiel ihr auf. Sie beschleunigte ihre Schritte und gesellte sich zu ihm. Ihr Herz klopfte. Sie wußte nicht weshalb, aber es war ihr bang. Indessen begann sie mit dem Lehrer ein lebhaftes Gespräch. Ihre Stimme klang weich und warmherzig. Reinhard fand unwillkürlich Gefallen an ihrer Gesellschaft. Dennoch war es ihm beim Abstieg zuweilen, als beenge ihn etwas, als sei eine Schwüle in der Luft. Er sah dann und wann Johannas Gesicht dicht vor seinen Augen, als suche sie seinen Blick, und er erschrak. Aber auch sie schien zu erschrecken und verstummte dann und schritt eine Weile mit gesenktem Kopf, einen größeren Abstand zwischen ihn und sich legend. Unzwischen vergaß Reinhard Mirrlein nicht. Das Mädchen blieb häufig ein Stück weit zurück, während die Schönheit des Abends sie ganz erfüllte. Reinhard je-

doch streckte immer wieder die Hand nach ihr aus und zog sie, die ihre fassend, mit einem Scherze nach. Solange er die Hand hielt, spürte er kaum, daß Johanna Deutsch an seiner andern Seite ging.

Huldreich und Meta hatten sich wie auf dem Aufstiege so auch jetzt zueinander gefellt. Sie ließen die andern weit vorausziehen. Der Abend kam über sie. Sie genossen das Bild eines rotflammenden Sonnenunterganges von einer Felsdecke aus. Dann dunkelte es schnell, noch ehe sie Waldenz erreichten. Ihre Gefährten waren nicht mehr sichtbar.

Sie hielten an. Obwohl nun das Dorf ihnen nahe war, blieb es still in der Tiefe, nur Lichter erwachten, eines ums andere. Rote Fenster standen geheimnisvoll in den Schatten, die sich zu ihren Füßen lagerten. Plötzlich fiel Huldreichs Blick auf den Berg, der im Südosten das Tal von Waldenz abschloß. Seine Umrisse hoben sich messerscharf vom Himmel ab. Noch lag über ihm eine fremde Klarheit, ein ganz später Widerschein der schon lange verschwundenen Sonne, aber in den weißen, von demselben Widerschein durchhellten Himmel hinein stieg die Mondsilber. Das Gestirn hob sich vom Untergrund des Himmels ab wie herausgemeißelt und hatte einen strahlenden Glanz, der stark genug war, die Stelle, wo Huldreich und Meta in ihrem Abstieg innehielten, leise zu erhellen. Huldreich stand hinter seiner Begleiterin. Das Profil ihres Gesichtes und ihr weißer Nacken schimmerten, und das schwarze Haar an ihren Schläfen bewegte sich leise. Er mußte sie ansehen und ansehen. Und auf einmal fühlte er, wie die Brust sich ihm weitete. Wie eine leise köstliche Flamme stieg etwas neben dem andern Feuer auf, das seine Seele erfüllte, der Freude an seiner Arbeit und seinem Berufe. Es dämmte dieses Feuer nicht ein. Es gesellte sich ihm wie Schwester zu Schwester. Und beide loderten nun, und er fühlte sich innerlich erhoben wie nie zuvor. Er mußte an alles denken, was er zu wirken hoffte. Aller Drang zum Hohen und Höchsten wuchs in ihm. Aber auch die Kraft schien sich ihm zu steigern. Es mußte etwas in sein Leben getreten sein, was diese Kraft noch stählte.

Es schien Huldreich Rot etwas Herrliches um das Mädchen zu sein, das vor ihm stand.

„Jetzt kommen Wolken,“ sagte Meta, hob die Hand und zeigte mit einer ruhigen Bewegung nach dem Berge und dem Monde. Ihre Stimme klang tief und leise.

Die Wolken kamen in der Tat hinter dem

Berge hervorgezogen. Sie glitten über den Mond dahin, und jede war seltsam durchleuchtet und hatte silberne Säume, solange sie vor dem Monde stand, und einer jeden Glanz erlosch nach einer Weile, und sie zog dunkel und sacht hinaus und verschwand hinter dem nächsten Gebirge.

Huldreich und Meta verstummten. Meta wendete nur einmal das Gesicht zurück. Mehr in ihren Augen als um ihren Mund war ein ernsthaftes Lächeln, als ob sie sagte: Nicht wahr, das ist schön? Beider Augen trafen sich dabei und ruhten länger als gewöhnlich ineinander. Als sie dann nebeneinander wieder abwärts zu steigen begannen, hatte jedes von ihnen jenes wunderfame und feine Verstehen für das andre, das ihm sagte, wie glücklich es in diesem Augenblicke war. Sie sprachen auch jetzt nur wenig und in kurzen Sätzen. Zuweilen sahen sie einander an und genossen dann wieder jene fremde, wundervolle Gewißheit. Das Herz klopfte ihnen. Kleine Seufzer verschlugen ihnen den raschen Atem.

Am Pfarrhaus fanden sie die andern ihrer wartend. Mirrlein verabschiedete sich. Die beiden jungen Männer geleiteten Meta und Johanna nach Hause. Nachdem sie diese Pflicht erfüllt, trennten sie selbst sich eilig; jeder hatte seine Gedanken, und es verlangte ihn, ihnen nachzuhängen.

Meta Hartmann war die letzte gewesen, von der die jungen Männer Abschied genommen. Sie stieg sinnend die schönen, breiten Treppen ihres Vaterhauses hinauf nach ihrem Zimmer. Huldreich Rots Bild verließ sie nicht. In warmer Freude gedachte sie des mit ihm verlebten Tages. Dann fiel ihr plötzlich ein, wer jener war: der

protestantische Pfarrer von Waldenz! Da stand er ihr auf einmal ganz fern. Die Freude verging, und sie fühlte einen leisen Schmerz. Von innerer Unruhe ergriffen, halb glücklich und halb bekümmert, legte sie sich an diesem Abend schlafen.

Huldreich Rot hatte zu Hause seine Studierstube, nicht sein Schlafzimmer betreten. Er hatte keinen Schlaf. Er ließ sich im Dunkeln auf seinen Arbeitsstuhl nieder. Nach einer Weile aber erhob er sich wieder und trat an das tiefe Fenster. Der Mond hatte sich aus den Wolken gelöst und warf seinen Schein über das Land. Es dehnte sich weit hinaus und die silberne, vielgewundene Linie des Flusses bligte aus dunklerem Grunde. Huldreich Rot sah ruhig hinab auf das schöne Bild, aber ein andres löste es bald ab. Nun sah er in sein eignes Leben hinein. Dieselbe Ruhe erfüllte ihn. Wohl haftete dem Bilde, das er jetzt erblickte, das Unwirkliche aller Träume an, aber er glaubte dennoch daran und fühlte sich grenzenlos reich. Große Aufgaben warteten seiner. Und nun stand sie an seiner Seite, Meta Hartmann! Das ruhevolle Bewußtsein ihrer Nähe erfüllte ihn ganz. Es war, als ob sie sich nie mehr von ihm scheiden könnte. Vielleicht huschte wohl ein Gedanke durch seine Seele: Es klaffen Tiefen zwischen dir und ihr. Aber der Gedanke kam und schwand wie eine vom Winde vorbeitragene Wolke. Er dachte nicht an Zukunft und Alltäglichkeit. Meta wohnte in seinem Dorfe! Er sah sie wieder! Sein reiches Leben hatte den schönsten Schmuck gewonnen!

Als Huldreich Rot sich spät schlafen legte, hatte er das wundervolle Empfinden der Freude auf den kommenden, auf manchen kommenden Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling am Vierwaldstättersee.

Ums Ufer flötet Amselsang.

Der Frühling leuchtet freudeheiß.

Nun schäumt den blauen See entlang

Der Bäume Blüte rot und weiß.

Von seiner Felsenschulter fällt

der kühle Pelz dem Stanserhorn.

Ein letztes Wölklein stirbt zerspellt

wie ein verslogner Winterzorn.

Die Wunder werden wieder wach.

Die Sage lispelt ums Gestad:

Wie Eintracht fremdes Joch zerbrach
und Freiheit fand den Retterpfad.

Vierländerland! Vierländersee!

Wie doch mein Herz dies Lenzen spürt!

Daß ich noch einmal gläubig geh'
den Weg, der in die Hoffnung führt.

Die Wiese grünt mir unterm Schritt.

Es läutet an der Rigiwand.

Und meine Seele läutet mit.

Und Heimatland ist heilig Land! Ernst Zahn.